Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 23 (1933)

Heft: 34

Artikel: Das "Fischerhaus" an der Federstrasse in Bern

Autor: H.M.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-646407

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 04.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

einer Galavorstellung auf diesen Plätzen einfanden, lag ein Schimmer über der Szenerie, der uns wie mit Zauberschlag in die feierliche Stimmung jener Abendstunde versetzte, in der Helios in seinem schönsten Strahlenkleide die Hauptrolle spielt. Ist auch die große alte Stadt samt ihren Tempeln, Prachtbauten und dem Mastenwald ihrer Häfen verschwunden, so öffnet sich hier doch auch jetzt noch eine Szene, der ihr Hintergrund im Glutschein des Tagesgestirns zu farbenprächtigem Schmuck gereicht.

Mit Entzücken schweift der Blick von den obern Zuschauerplätzen über die beiden Häfen hinaus auf das weite jonische Meer, dessen Gestaden entlang bis zu den honigberühmten hybläischen Bergen, zu den Felsen von Taormina und hinauf zur schneebedeckten, an die Firnen der Heimat erinnernden Pyramide des Aetna.

Der Gedanke, teil zu haben am Anblick einer so schönen Landschaft, einer Landschaft, wie sie die alten Syrakusaner vor Augen hatten, wenn sie, vom Schauspiel ergriffen, sinnend in die Weite blickten, hat etwas Erhebendes für uns Epigonen. Es ist, als spürte man einen Hauch jener glücklichen Zeit des alten Syrakus, da am Hof kunstsinniger Herrscher die Dichter Siziliens lebten, darunter der Lyriker Simonides, sein Schüler Bakchylides, ferner Stesichoros, Xenarch, der Idyllendichter Theokrit von Syrakus und manch andere, und wo aus Griechenland als willkommene Gäste ein Aeschylos, Plato, Pindar und eine Sappho herüber kamen. Hier sah Aeschylos seine Tragödien aufführen. Er, der im zweiten Perserkrieg den Ruhm des Kriegers zu dem des Dichters gefügt, erlebte hier um 472 die Aufführung der Persertrilogie, worin er den Sieg der Athener, welcher der Einigkeit der Hellenen zu verdanken war, mit hinreißendem Feuer darstellt, und bei welcher Aufführung er auch den Sieg der sizilischen Griechen über die Karthager bei Himera pries.

Die vielen tausend Sitzplätze des ungeheuren Theaters vermochten kaum die Menge der Zuschauer zu fassen, welche sich zu den Aufführungen drängte. Und doch haben alle die erhabenen Gestalten der hellenischen Kultur, die in der besten Zeit des klassischen Altertums hier unter der ernsten Maske Spiel an den Beschauern vorübergezogen sind, nicht vermocht, die Eintracht zwischen den Kulturstätten des Hellenentums dauernd aufrechtzuerhalten.

Wie ganz anders als dazumal war doch das Bild, das sich hier im Jahr 413 darbot! Da standen in der Orchestra — nach ihrer Niederlage im Krieg Athens gegen das von dem sizilischen Patrioten Hermokrates verteidigte, von Sparta unterstützte Syrakus, das den spartanischen Feldherrn Gylippos zum Oberbefehlshaber ausgerufen hatte — die gefangenen und verurteilten Athener, Vertreter der besten Manneskraft aus dem glänzenden perikleischen Zeitalter.

Der bewährte Feldherr Nikias hatte sich dem unerbittlichen Athenerfeind Gylippos ergeben, mit der einzigen Bitte, seine Krieger zu schonen. „Obgleich er ein so trauriges Geschick bei seiner der Tugend ganz angemessenen und streng gesetzlichen Handlungsweise unter allen Griechen meiner Zeit am wenigsten verdient hatte" (Thukydides VII, 86), wurde er wie auch der tapfere Feldherr Demosthenes von den Syrakusiern hingerichtet.

Aeschylos hat diese Niederlage, die der Macht der Athener für immer ein Ende machte, nicht mehr erlebt. Unweit von Syrakus, in Gela, legte er sein Haupt zur Ruhe. Dort ist ihm 456 ein Tod zuteil geworden, der die letzte Zeit seines Lebens mit einem mythischen Glanz umhüllt, ein Tod, wie ein Dichter ihn nicht schöner wünschen kann. Als er am Meeresgestade mit zum Himmel erhobenem Antlitz ruhte, soll der Adler des Zeus über ihn hinweggeschwebt sein und ihm den Tod gebracht haben, indem er eine Schildkröte auf seinen Kopf habe niederfallen lassen.

Durfte ich im griechischen Theater den Erzählungen lauschen, die in den Steinen reden, so ward mir daselbst der Vergangenheit finsterer Zeitgrund auch durch das lebendige Wort nähergerückt. Es kam aus dem Mund eines ehemaligen Marsjüngers, der zwar nicht die unglückliche Expedition der Athener nach Syrakus, wohl aber diejenige der Italiener nach Abessinien mitgemacht hatte. Er ist einer der wenigen Superstiti (Ueberlebenden) von Dogali. Mit südlicher Lebhaftigkeit erzählte mir dieser jetzt als Custode amtende freundliche Mann und Altersgenosse von seinen Erlebnissen. Ergriffen hörte ich dem wackeren Veteranen zu, war es doch, als gemahnten seine Worte an den Schlachtlärm, den ich aus dem nahen Anapo-Tal und vom Assinaros, aus jenen vom Geist des männermordenden Kriegsgottes durchwehten Gegenden zu vernehmen wähnte, wo die siegreichen Syrakusaner den auf dem Rückzug begriffenen Athenern mit einem Hagel von Pfeilen und Wurfspeeren den Rest gaben.

Mit einer stretta di mano, einem Händedruck, wie er selbst „nel mezzo del cammin di nostra vita" („Inmitten auf der Fahrt durch unser Leben", nach Dante das 35. Lebensjahr) nicht kräftiger hätte ausfallen können, nahmen wir Altersgenossen wie alte Bekannte von einander Abschied.

Nah beim griechischen Theater und doch so fern von der griechischen Zivilisation liegt das an die römische Herrschaft zur Zeit des Augustus erinnernde Amphitheater, eine der größten der in Italien erhaltenen Bauten dieser Art. Vier Tore für die vier Städte von Syrakus stehen an den Enden der beiden Axen, von denen die größere 140 und die kleinere 119 Meter lang ist, während die Dimensionen der Arena 69 und 40 Meter betragen. Unter den in den Felsen gemeißelten Sitzreihen befinden sich die Gefängnisse der wilden Tiere, der Elefanten, Tiger Leoparden, Büffel und wilden Stiere, die zu Tierhetzen mißbraucht wurden. Mitten in der Arena das in die Erde gegrabene Bassin, worin man einst Krokodile hielt, denen verstümmelte Menschenleiber zum Fraße dienten. Denn hier ergötzten sich die römischen Syrakusaner nicht nur an Tier- und Gladiatorkämpfen, sondern auch an der Blutgier der wilden Tiere, denen, besonders zur Zeit der Christenverfolgungen, wehrlose Männer, Frauen und Kinder preisgegeben wurden.

Hatte auf dieser Stätte heidnischer Grausamkeit unsere Begeisterung für das römische Altertum eine starke Abkühlung erfahren, so empfingen wir auch vor dem letzten der antiken Ueberreste dieser Seite, vor dem in der Nähe liegenden riesigen Opferaltar Hierons II. widerwärtige Eindrücke. Dies besonders beim Gedanken, daß wir uns vor dieser 200 Meter langen, 23 Meter breiten, über 10 Meter hohen, dreistufigen Schlachtbank Priester in der Rolle von Metzgern bei der Massenabschlachtung der 400 Stiere vorzustellen hatten, die hier zur Erinnerung an die Befreiung des Staates vom Tyrannen Thrasybul dem Zeus jährlich einmal mit 4 Hekatomben darzubringen waren.

(Schluß folgt.)

Das „Fischerhaus" an der Federstrasse in Bern.

Manche unserer Leser werden das für die bernische Bauweise älterer Zeit so charakteristische Haus außerhalb des Lorryspitals von sonntäglichen Spaziergängen her kennen. Es steht an dem seit kurzem eingedeckten Stadtbach, nahe bei den in den letzten Jahren entstandenen Neubauten an der Federstraße. Gelegentlich wird es auch als „Fischerhaus" bezeichnet.

Die Geschichte dieser Besitzung ist bald erzählt.

Das dreieckförmige Landstück zwischen Stadtbachlauf, Freiburgstraße und dem ehemaligen Engländerhubel, worauf nun das Lorryspital steht, bildete einst unter der Bezeichnung Holligenacker die Ackerflur des Alten Reitschulgutes, das nach dem 1723 erfolgten Tode des Landschreibers Emanuel Herrmann von Schwarzenburg an seine beiden Töchter resp. an deren Ehemänner, die Brüder Samuel und Wilhelm Diezi, fiel. Unterm 4. Februar 1736 veräußerten die Gebrüder Diezi von dem Holligenacker den östlichsten, etwa eine halbe Jucharte haltenden Streifen an dem damals noch unbekannten, später Federweg geheißenen Gäßli als Pflanzland (Beunde) an den aus Signau gebürtigen, in Bern angesessenen Sandfuhrmann Abraham Habegger, der dann oben an der Freiburgstraße noch eine kleine Besitzung, ein sogenanntes Gschick, erwarb. Als er 20 Jahre später in Konkurs geriet, blieb die langestreckte, schmale Beunde ein Bestandteil jener kleinen Besitzung.

Das „Fischerhaus" an der Federstrasse Nr. 20, erbaut 1767 68 durch Altlandvogt A. A. Dittlinger. Aufnahme: A. Stumpf.

Unterdessen war das Alte Reitschulgut in den Besitz der Familie von Graffenried übergegangen. Am 20. März 1767 verkaufte Joh. Rud. von Graffenried, Herr zu Blonay, den dreieckförmigen Holligenacker im Halt von rund 2¾ Wiesenjucharten dem Albrecht Anton Dittlinger (1704—1780). Dieser gehörte seit 1745 dem Großen Rate an, hatte von 1755 bis 1761 die Landvogtei Schenkenberg bedient und trug sich nun mit dem Plan, auf dem erworbenen Lande eine Fabrik zu gründen, zu welchem Zwecke er das im Bilde wiedergegebene Gebäude aufführen ließ.

Wir kennen die Natur seines beabsichtigten Unternehmens nicht, sondern vernehmen nur, daß es dem Publikum großen Vorteil hätte bringen können, aber fehlschlug und dem Unternehmer viele Unkosten eintrug. (Die Firma Dittlinger & Co. handelte mit Chemikalien und Farbstoffen für die Indiennedruckerei; 1761 hatte der Obervogt zu Schenkenberg dem Indiennefabrikanten Daniel Friedrich Küpfer ein Darlehen in sein Etablissement im Mittleren Sulgenbach gegeben.) Um nun den Schaden nicht noch zu vergrößern, bewarb sich der Altlandvogt im November 1769 um die Bewilligung eines Feuerstattrechtes „auf seiner gewesenen Fabrique zu Holigen", wechem Begehren entsprochen wurde. Darauf erhielt das als Fabrikgebäude erbaute Haus seine bleibende Bestimmung als Wohngebäude.

Dittlinger hatte eine Tochter Marianne, die sich im folgenden Jahre mit Emanuel Wagner, Spezierer, verheiratete. Nach zehnjähriger, kinderloser Ehe verlor sie am 12. Mai 1780 ihren Ehemann und drei Wochen später auch den Vater.

Auf 1. Mai 1792 verkaufte Witwe Wagner-Dittlinger das ererbte, von allen Lasten freie Besitztum mit dem wohlerbauten Haus von Riegwerk, drei Schweineställen dahinter und dem zugehörigen Erdreich um 5750 Pfund ihrem bisherigen Pächter Johannes Aeschlimann von Trachselwald, Schnefler (Rechen- und Gabelmacher). Geometer Joh. Rud. Müller ist also im Irrtum, wenn er in seinem Plan über den Stadtbezirk von 1798 immer noch Frau Wagner-Dittlinger als Eigentümmerin angibt.

Nach des Vaters Tode übernahm der Sohn Samuel Aeschlimann das Besitztum und betrieb darauf eine Gärtnerei.

Nachdem auch der Gärtner Samuel Aeschlimann gestorben war, brachte seine Erbschaft das Gütchen am 1. Februar 1830 auf eine Steigerung, wobei es von Arnold Ludwig von Mutach, namens und als Verwalter des Kistengutes der Familie von Mutach auf Schloß Holligen um 10,000 Pfund erworben wurde.

Als sieben Jahre später im Großen Rate der Angriff auf die Familienkisten erfolgte, übernahm Arnold Ludwig von Mutach mit dem gesamten Holligengut auch das Heimwesen an der Freiburgstraße. Damit wurde es ein Bestandteil des Schloßgutes, und es ist wohl diesem Umstande zuzuschreiben, daß das altertümliche Haus nicht längst verschwunden ist.

Als nach Kriegsende die Bautätigkeit erneut einsetzte und auch nach Westen vorrückte, veräußerte die Familie von Mutach einzelne Parzellen als Bauland. Das alte Haus mit rund einer halben Jucharte Umschwung ging auf 1. Januar 1922 an Herrn Arnold Stoll über. H. M.

Rundschau.

Der Prozess.

Die widersprechendsten Nachrichten über das Dritte Reich schwirren durch die Welt. Nach den einen nimmt die Arbeitslosigkeit ab, die Beruhigung zu, nach den andern ist das Volk nach wie vor in Spannung und wartet von Woche zu Woche mit steigender Enttäuschung auf eine wirkliche Besserung, während beständig Razzien auf Kommunisten stattfinden, Geheimdruckereien entdeckt, verbotene Schriften konfisziert, Unzufriedene in Schutzhaft genommen und sogar noch neue Konzentrationslager errichtet werden. Man hofft seit langem darauf, daß die täglichen Nachrichten über diese Dinge dünner werden, daß nicht jeden zweiten Tag ein „Marxist" oder ein Liberaler auf der Flucht erschossen worden oder im Gefängnis einen Strick gefunden. Solange diese von amtlicher Stelle verbreiteten Nachrichten andauern, wird auch das amtliche Deutschland nicht annehmen, man glaube an die „Festigung" des Regimes. Es ist schon so: Wir wissen wenig Zuverlässiges.

Zuverlässig ist nur dies: Der Prozeß gegen die Reichstagsbrandstifter hat immer noch nicht stattgefunden. Eigentlich ist es ein Wunder,